



Toon van Hal

Leibniz, das Vaterunser und die Sprachvielfalt

In: Grötschel, Martin u.a. (Hg.): Vision als Aufgabe : das Leibniz-Universum im 21. Jahrhundert. – ISBN: 978-3-939818-67-0. – Berlin: [2016], S. 255-264

Persistent Identifier: [urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-26354](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:b4-opus4-26354)

Die vorliegende Datei wird Ihnen von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 3.0 Germany (cc by-nc-sa 3.0) Licence zur Verfügung gestellt.



Toon van Hal

Leibniz, das Vaterunser und die Sprachvielfalt

Das Vaterunser gehört zweifelsohne zu den bekanntesten Texten der Welt. Seit der Zeit Karls des Großen können viele Generationen von Schülern, aufgewachsen und erzogen in christlicher Tradition, das kurze Gebet auswendig aufsagen, oft auch in anderen Sprachen als in der Muttersprache. Dieses Gebet, das den Evangelisten Markus und Matthäus zufolge von Jesus selbst angefertigt wurde und das laut vielen Spezialisten an jüdische Gebetstraditionen anknüpft, gilt als das am weitesten verbreitete des Christentums. Der matthäischen Fassung wurde schon recht früh ein fester Platz in der urchristlichen Liturgie eingeräumt: Schon ab dem zweiten Jahrhundert wurde das Vaterunser mit dem Empfang der Eucharistie vereint. Zudem sollte es dreimal täglich privat gebetet werden. Das Vaterunser, das seinen Namen der Anrede des Gebets verdankt (auf Aramäisch wahrscheinlich schlichtweg „Abba“), ist in evangelisch-reformierten Kirchen auch bekannt unter dem Namen „Unser Vater“. Zudem gibt es noch die alternativen Bezeichnungen „Gebet des Herrn“ oder „Herrengebet“. In der lateinischen Tradition der alten und katholischen Kirche ist entweder vom *Pater noster* oder *Oratio dominica* die Rede (vgl. u. a. Hammerling 2010). Es ist diese letzte Bezeichnung, die in der lateinsprachigen Gelehrtenrepublik am geläufigsten ist, und folglich in diesem Beitrag in den Vordergrund rücken wird.

Selbst unter Sprachwissenschaftlern ist kaum bekannt, dass das Vaterunser einstmals eine sehr zentrale Rolle im Werdegang der „vorwissenschaftlichen“ Sprachwissenschaft gespielt hat, obschon die Auswirkungen selbst noch im Jahre 2016 spürbar sind. Aus manchen, den kleineren Sprachen gewidmeten Wikipedia-Einträgen ergibt sich ja, dass das Vaterunser noch bis heute als geläufige Sprachprobe gewählt wird. Auch Leibniz hat sich intensiv mit Vaterunserübersetzungen auseinandergesetzt. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es daher, die einschneidende Wirksamkeit des Universalgelehrten in dieser bemerkenswerten Wissenstradition zu erörtern und aufzuzeigen, inwiefern er sich von anderen zeitgenössischen Sprachprojekten unterschied.¹

1 *Leibnizens Briefwechsel mit John Chamberlayne*

Ende November 1713 erhielt Leibniz einen Brief von John Chamberlayne (1666–1723). Der gebürtige Engländer und ehemalige Leidener Student, der besonders eng mit den höchsten politischen Kreisen in Großbritannien verknüpft war, hatte als Amateurgelehrter den Ruf, sich in nicht weniger als 16 Sprachen auszukennen (vgl. Zulaika Hernández 2009: 317–318; Henderson 2013: 251). Er schrieb:

je reprend la Plume pour vous dire Monsieur que j'ay preparé une nouvelle Edition de l'Oraison Dominicale [...] et que j'ay ajouté un autre Centaine presque; mes Amis me flattent que j'ay redressé de Fautes et que ma Methode est plus utile que la derniere, et quelques uns de mes Sça-

vans Correspondants [...] ont bien voulu enrichir mon Recueil par des Discours ou Dissertations Epistolaires sur l'origine des Langues, leurs Relations ou Analogie, Changemens etc; [...] oserai-je vous prier aussi Monsieur d'y ajouter quelque petit Discours sur le meme sujet? vous qui peutetre entendez plus de ces versions là qu'aucun autre, et qui connoissez le Genie de Toutes?

[Ich greife erneut zur Feder, um Ihnen zu melden, mein Herr, dass ich eine neue Ausgabe des Vaterunser vorbereitet habe. Meine Freunde schmeicheln mir, dass ich Fehler berichtigt habe und dass meine Methode nützlicher als die letzte Herausgabe sei. Zudem waren manche meiner gelehrten Korrespondenten bereit [...], meinen Band mit Beiträgen oder Briefdissertationen zum Sprachursprung, zur Sprachverwandtschaft oder Analogie, Sprachänderung und so weiter zu bereichern. [...] Wage ich auch Sie zu bitten, mein Herr, eine kleine Rede zum gleichen Thema hinzuzufügen? Sie, die Sie sich wohl mehr als kein anderer in diesen Übersetzungen auskennen und Sie, die Sie das Genie aller Sprachen kennen?] [zitiert nach Zulaika Hernández 2009: 325, eigene Übersetzung]

An dieser Stelle kann schon unterstrichen werden, dass sich Chamberlayne der von ihm entwickelten Methode rühmt. Über Chamberlaynes neue Initiative freute Leibniz sich nach eigenen Angaben sehr, wie sich dem ersten Satz seiner anfangs Januar 1714 geschickten Antwort entnehmen lässt. Sein Brief wurde 1715, ein Jahr vor Leibniz' Lebensende, als einer der neun Aufsätze in Chamberlaynes Vaterunserammlung veröffentlicht, und ist bis heute kaum erforscht. Im nächsten Satz bringt er seine Enttäuschung darüber zum Ausdruck, dass die klassischen Gelehrten niemals auf ähnliche Gedanken gekommen sind – eine Bemerkung, die er zwei Seiten später nochmals wiederholt. Hier ist nicht der Platz, im Einzelnen den Gründen dafür nachzugehen, dass die griechischen und lateinischen Gelehrten kein nachweisbares Interesse an der jeweiligen Sprachvielfalt gezeigt haben (vgl. dafür z. B. Werner 1992). Es ist aber auffällig, dass dieser antike Mangel an Neugierde Leibniz derart aufgefallen ist. Ab dem zweiten Absatz schildert Leibniz eine kurze Geschichte der Vaterunseransammlungen. Seine Behauptung, dass Conrad Gessner – nach seinem besten Wissen – als erster den Plan durchgeführt hat, Vaterunserübersetzungen zu sammeln, stimmt nur teilweise. Um die Eigenheiten des Leibniz'schen Sprachvorhabens besser würdigen zu können, ist es notwendig, sehr kurz näher auf einige ältere Vaterunseransammlungen einzugehen.

2 *Die Tradition der Vaterunseransammlungen bis zu Leibniz: Eine kurze Skizze*

Die vermutlich erste Vaterunseransammlung bestand aus nicht mehr als zwei Proben. Verfasser war der um 1380 in Bayern geborene Johannes Schiltberger, der manchmal als „deutscher Marco Polo“ bezeichnet wurde, da er einen großen Teil seines Lebens in osmanischer Kriegsgefangenschaft verbrachte. Nachdem ihm 1427 die Flucht gelungen war, zeichnete er in seiner bayerischen Heimat seine vielfältigen Erlebnisse auf. Ein Anhang seiner viel gelesenen Arbeit enthält eine altosmanische sowie eine armenische Fassung des Vaterunser. Seinem Bericht selbst lässt sich entnehmen, dass für den Häftling Schiltberger das Vaterunser, in welcher Sprache auch immer, als eine lebhaftere Erinnerung an seine Heimat und sogar als ultimatives Kennwort seines Glaubens galt. Um ein sprachwissenschaftliches Projekt handelt es sich hier jedoch noch nicht. Anders ist es bei dem ebenfalls von Leibniz nicht erwähnten Theodor Bibliander (1509–1564). Als Inhaber des Zürcher Lehrstuhls für das Alte Testament veröffentlichte dieser Zwinglianer 1548 beim Verlag von Christoph Froschauer *De ratione communi omnium linguarum et literarum commentarius*

[„eine Schrift zur gemeinsamen Vernunft aller Sprachen und Buchstaben“]. Es war Biblianders feste Überzeugung, dass eine vernünftige Art von Sprachwissenschaft, mit dem Hebräischen als wichtigster und führender Sprache, zu religiöser Harmonie und *Concordia* führen könnte (Klein 1992: 245). Seine Arbeit wird von einigen sprachvergleichenden Tabellen, die unter anderem das Vaterunser in 14 Sprachen nebeneinanderstellen, abgeschlossen. Obschon der Erkenntnisgewinn dieser Tabellen nicht sofort einleuchtend ist (Goeing 2005: 80), lässt sich hier jedenfalls festhalten, dass bereits die Typographie darauf hinweist, dass vom Leser erwartet wird, die unterschiedlichen Fassungen miteinander zu vergleichen. Eine solche komparative Darstellungsweise lässt sich in den späteren Vaterunseransammlungen nicht mehr oft aufweisen. Biblianders Schüler Conrad Gessner, ein anderer wichtiger Vertreter des Schweizer Humanismus, veröffentlichte 1555 bei demselben Verlag ein Büchlein mit dem Titel *Mithridates*, das in alphabetischer Reihenfolge eine Besprechung von etwa 100 Sprachen bietet. Dem frühneuzeitlichen Kenntnisstand entsprechend sind die Lemmata sehr unterschiedlich in ihrer Länge. Ungefähr ein Viertel der Einträge enthält auch das Vaterunser. Die Vergleichsmöglichkeiten zwischen diesen Sprachproben, die er teilweise aus der Arbeit seines Lehrers schöpft, aber jetzt vereinzelt unter den alphabetischen Einträgen einreicht, sind in Gessners Arbeit allerdings viel geringer. Wie in seinen biologischen und anderen Arbeiten beschäftigt sich Gessner hier vor allem intensiv mit der Erschließung der materiellen Vielfalt.

1593 veröffentlichte Hieronymus Megiser (1554 bis ca. 1618) dann die erste eigenständige Vaterunseransammlung in vierzig verschiedenen Sprachen. Ein Neudruck, der 10 Jahre später erschien, enthielt bereits fünfzig Sprachen. Eine kurze, in elegischen Distichen abgefasste Lobrede auf das Vaterunser, die als einziger Paratext der Sammlung vorangeht, muss den Leser von den religiösen Motiven des Verfassers überzeugen. Seitdem wird die genaue (oder ungefähre) Zahl der gesammelten Vaterunserübersetzungen oft prominent auf dem Titelblatt erwähnt. Aus diesem sehr kurzen Überblick ergibt sich,² dass die Zielsetzung der besprochenen Sammlungen jeweils eine andere war.

3 Die Bedeutung der Vaterunserübersetzungen für Leibniz

Nach einer kurzen Erwähnung von Gessner und Megiser und nach einer etwas ausführlichen Auseinandersetzung mit der rezenten Müllerschen Sammlung (von der später noch die Rede sein wird) macht Leibniz im folgenden Absatz des Briefes an Chamberlayne eine kräftige Aussage:

Majoris molis sed majoris etiam fructus futurum erat, quod Georgius Hornius moliebatur. Cogitabat ille scilicet primum caput Geneseos Polyglottum nobis dare, quae specimina linguarum ampliora et ditiora haud dubie (cum in Oratione Dominica non nisi pauca vocabula habeantur) magis profutura essent ad naturam, indolem, originesque linguarum noscendas [...]. (Leibniz in Chamberlayne 1715: 23)

[Der von Georgius Hornius verfochtene Plan würde zwar mehr Aufwand darstellen, aber es würde sich auch mehr lohnen. Er überlegte sich ja, uns das erste Kapitel des Genesisbuchs in vielen Sprachen bereitzustellen. Daraus würden sich zweifelsohne reichlichere und ergiebige Spezimina ergeben (das Vaterunser enthält ja nur wenige Vokabeln), die zur Entdeckung des Wesens, Charakters und Ursprungs der Sprachen führen.] [Eigene Übersetzung]

Hier macht Leibniz klar, dass er gar nicht grundsätzlich auf der Beibehaltung des Vaterunsers als Sprachprobe beharrt und dass er gegen die Auswahl eines aufschlussreicheren Textes keineswegs prinzipielle Einwände erhoben hätte. Im Rest des Briefes geht Leibniz dann kurz auf die verschiedenen in Europa und Asien gesprochenen Sprachen und Sprachgruppen ein.

Die Frage, weshalb Leibniz diesen Vaterunserssammlungen solch eine große Bedeutung beimaß, bleibt in diesem Brief zwar unbeantwortet, lässt sich aber durch Lektüre seiner anderen Schriften leicht beantworten. Die Sprachproben würden Leibniz zufolge dazu beitragen, die – aufgrund des eklatanten Quellenmangels – dunkle Vorgeschichte der Menschheit zu erhellen. Seit den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts befasste sich Leibniz im Auftrag des Hertogtums Braunschweig-Lüneburg intensiv mit der Geschichte der Welfen – ein Projekt, das er nie zur Vollendung gebracht hat. Die Tatsache, dass Leibniz im Rahmen dieses historischen Projekts auch der menschlichen Urgeschichte und den ältesten Volksmigrationen besondere Aufmerksamkeit widmete, erklärt wohl teilweise, weshalb es zu diesem Fehlschlag kam: Die Welfengeschichte artete sozusagen in eine sehr weitreichende Weltgeschichte aus (Scheel 1968). Dass sich die menschliche Vorgeschichte insbesondere den Sprachen entnehmen lässt, ist eine grundlegende Idee, die Leibniz besonders oft formuliert hat und die sogar als Kerngedanke von Leibniz' sprachhistorischem Forschungsprogramm betrachtet werden könnte (Van Hal 2014). Die allmähliche Erschließung von Leibniz' unveröffentlichten Briefen, Arbeiten und Entwürfen erlaubt uns, besser und präziser einzuschätzen, wie viel Gewicht Leibniz bestimmten Annahmen einräumte. Die Idee, dass Sprachen Geschichte schreiben können, taucht auch in *Nouveaux Essais sur l'entendement humain* auf (Trabant 2006: 190) sowie in vielen kleineren Schriften, in seinen Notizen (Luckscheiter 2014) und schließlich auch in seinem Briefwechsel. So eröffnete er seine berühmte *Brevis designatio meditationum de originibus gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum* [„Abriß meiner Studien zu den Ursprüngen der Völker, vornehmlich auf sprachlicher Grundlage“] – gleichzeitig auch der erste Beitrag in der von Leibniz gegründeten Zeitschrift *Miscellanea Berolinensia ad incrementum scientiarum* – mit dem folgenden Satz:

Cum remotae gentium origines historiam transcendant, linguae nobis praestant veterum monumentorum vicem.

[Da die fernen Ursprünge der Völker über [die Anfänge der] historischen Überlieferung hinaus zurückreichen, ersetzen uns die Sprachen alte [schriftliche] Denkmale [jener Zeiten]] (Übersetzung von Babin und Van den Heuvel 2004: 356)

Wie Jürgen Trabant überzeugend nachgewiesen hat (Trabant 1990), hat Wilhelm von Humboldt (1767–1835) in seiner ersten akademischen Rede, die er in der von Leibniz gegründeten königlichen Berliner Akademie hielt, Leibnizens überwiegend instrumentelles Interesse an den Sprachen implizit kritisiert.³

Die Einsetzbarkeit sprachlicher Monumente zur Stützung historischer Darlegungen wurde nicht erst von Leibniz erkundet. Im neunten Kapitel der 1566 von Jean Bodin (1530–1596) veröffentlichten *Methodus ad facilem historiarum cognitionem*, das dem Problem der Ursprünge der Völker gewidmet war, nimmt die Beweiskraft der Sprachen einen wichtigen Stellenwert ein. Dieser innovative französische Gelehrte übte einen erheblichen Einfluss auf spätere Wissenschaftler aus. So äußerte sich der westflämische Gelehrte Olivarius Vredius (1596–1652) um die Mitte des 17. Jahrhunderts:

Gentium originis nullum certius argumentum est lingua, quae si inter plures, quovis etiam locorum intervallo disiunctas nationes, una sit, eademque, unam quoque, ac eandem iis genuinam esse originem indubie convincit. (Vredius 1650: ii, 237)

[Es gibt kein zuverlässigeres Argument für die Bestimmung des Ursprungs der Völker als die Sprache. Wenn die Sprache zwischen mehreren und räumlich getrennten Gemeinschaften ein und dieselbe ist, dann ist das auch ein zweifelloser Beweis dafür, dass die Gemeinschaften auch einen und denselben echten Ursprung haben.]
(Eigene Übersetzung)

Ähnliche Aussagen aus dem 16. und 17. Jahrhundert lassen sich mühelos auffinden. Nichtsdestotrotz wird dieses von Bodin entwickelte Prinzip nicht von allen Zeitgenossen begrüßt. Der Löwener Historiker Justus Lipsius (1547–1606) vertrat eine völlig entgegengesetzte Meinung, als er in einem von ihm selbst veröffentlichten und daher einflussreichen Brief schrieb:

Errat enim qui in re instabili maxime, id est lingua, quaerit firmitatem.

[Wer in einer sehr instabilen Sache, nämlich in der Sprache, Festigkeit sucht, der täuscht sich.]

Lipsius war der Meinung, dass sich die Sprachen vollkommen willkürlich änderten. Daher sollte sich niemand auf sie verlassen.

Leibniz, und mit ihm die Mehrheit seiner Vorgänger, war aber anderer Meinung. Die Frage ist nun, inwiefern er mit der Verteidigung dieses Prinzips über seine Vorgänger hinausging. Mir kommt es so vor, als habe Leibniz dieses Prinzip als Anstoß eines breit angelegten und kollaborativen Forschungsprogramms aufgefasst, dessen Ergebnisse noch nicht im Voraus abzusehen waren. In den früheren Belegstellen hingegen wird die Idee, dass Sprachen als ausgezeichnete Quellen für die Vorgeschichtsschreibung gelten, fast ausnahmslos als Untermauerung für eine schon vorher entwickelte und vertretene Ansicht eingesetzt.

Gerade zur Verwirklichung dieses anspruchsvollen Programms brauchte Leibniz möglichst viele Sprachproben. Daher kam er auf die Idee, die bereits existierende Tradition der Vaterunseransammlungen neu zu beleben. Hieran lässt sich erkennen, wie Leibniz zwei verschiedene Traditionen produktiv zusammenbringt, um daraus – und dies ist ein wichtiger Punkt – ein völlig neues Programm zu entwickeln (Abb. 1).⁴

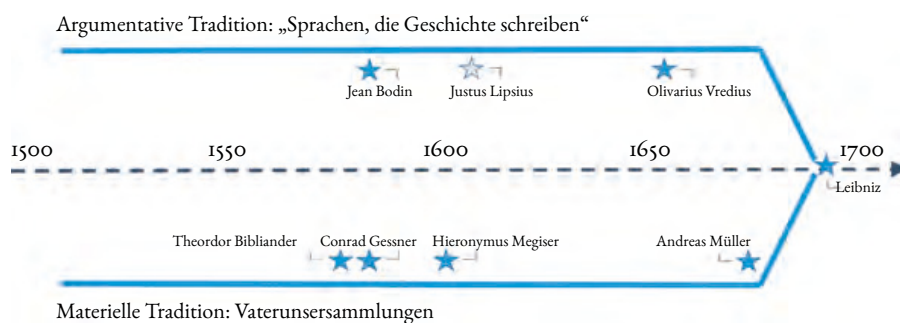


Abbildung 1. Wie Leibniz zwei unterschiedliche Traditionen zusammenbringt

4 Gedanken zur Methode und Leibnizens Erbe

Wie ging Leibniz bei der Durchführung seines kollaborativen Projekts vor? In diesem Zusammenhang ist der Briefwechsel mit Hiob Ludolf (1624–1704) wohl von großer Bedeutung. Der Spezialist des Äthiopischen stand wiederum in enger Verbindung mit Andreas Müller Greifenhagen (1630–1694), der als sprachfanatischer Propst der Berliner Nikolaikirche 1680 anonym die oben bereits erwähnte Vaterunser-Sammlung herausgegeben hatte. Dass Ludolf an dieser Veröffentlichung erhebliche Kritik geübt hat, ergibt sich aus dem Briefwechsel zwischen Leibniz und Ludolf sowie aus einem von Ludolf ausführlich annotierten Exemplar dieser Vaterunser-Sammlung.⁵ Von den zahlreichen Mängeln, die Ludolf bei der Lektüre feststellte (so legte er zum Beispiel dar, dass die wirkliche Anzahl der aufgenommenen Proben viel niedriger war als auf dem Titelblatt angegeben), ist für unsere Zwecke vor allem das Fehlen einer interlinearen Übersetzung von Bedeutung. Die von Müller gewählte Herangehensweise, für jede Probe sowohl die Originalbuchstaben (*Lectio*) als auch eine alphabetische Transliteration (*Versio*) zu bieten (eine Vorgangsweise, die übrigens von Chamberlayne beibehalten wurde), war für ein gutes Textverständnis nicht ausreichend. Besonders wichtig sei es, so Ludolf in seiner Kritik weiter, jeweils eine interlineare Übersetzung anzufertigen, damit der Leser für jede Sprache genau wisse, welches Wort übersetzt wird, da sich die Wortfolge nicht für alle Sprachen gleich vorhersagen lasse. Diesen methodologischen Hinweis greift Leibniz bei der Durchführung seines Projekts wieder auf.

Um Leibniz' Methode zu veranschaulichen, kann ein 1695 geschriebener Brief, via Bodo von Oberg letztendlich an Johannes Baptista Podesta (1625–1703) gerichtet, als repräsentatives Beispiel gelten.

On souhaitte des petits echantillons de chaque langue, et le meilleur seroit le Pater nostre dans la langue.

[Wir wünschen kleine Proben jeder Sprache, und die beste wäre jeweils das Vaterunser.]
(Bungies, Heinekamp und Schupp 1982: 170)

In einem ausführlichen Anhang, „*desiderata circa linguas quorundam populorum*“ [„Wunschliste zu den Sprachen bestimmter Völker“; siehe Keller 2015 für einen historischen Einblick ins Genre der wissenschaftlichen Wunschliste], erörtert Leibniz, weshalb er das Vaterunser für sein historisches Projekt für so geeignet hielt: „Es ist das beste Medium für den Sprachvergleich, da wir vom Vaterunser schon viele Übersetzungen haben.“⁶ Dies scheint ein in erster Linie rein pragmatisches Argument zu sein. Auffällig ist aber, dass Leibniz hervorhebt, auch christliche Missionare würden in dieser Hinsicht Hilfe leisten können: Schließlich trage die Übersetzung dieser Formel auch erheblich zur Verbreitung des wahren Glaubens bei. Dank dieses Projekts würde jede Sprache den Herren loben (*ut omnis lingua laudet Dominum* – offensichtlich ein Zitat aus einem von Papst Stephanus V geschriebenen Brief, vgl. Geary 2013: 91). Die Frage, inwiefern Leibniz dem religiösen Gehalt der Formel für seine spezifisch historischen Zwecke wirklich einen großen Stellenwert zugemessen hat, muss zunächst offen bleiben. Es ist denkbar, dass Leibniz vor allem hoffte, dass der christliche Charakter dieser gängigen Sprachprobe die Kooperation der Missionare erheblich hätte beschleunigen können. Drei Jahre vor seinem Lebensende hat sich Leibniz noch mit dem Zaren Peter der Große in Verbindung zu setzen versucht. Auch in diesem Brief spielt er den „missionarischen Trumpf“ aus.

[...] und die zehen Gebothe Gottes, das Gebet des Herrn, oder Vater Unser, und das Apostolische Symbolum des Christlichen Glaubens, sammt andern Catechetischen Stücken, in solche Sprachen nach und nach versetzen zu lassen, *ut omnis lingua laudet Dominum*. Es würde auch der Ruhm Sr. Majestät, die so viele Völker beherrscht und zu verbessern sucht, und die Erkenntniss des Ursprungs der Nationen, so aus dem Ew. Majestät unterworfenen Scythien in andere Länder kommen, aus Vergleichung der Sprachen, befördern, hauptsächlich aber dazu dienen, damit das Christenthum bey denen Völkern, die solche Sprachen brauchen, fortgepflanzt werden möge [...] (Zitiert nach F. Adelung 1815: v–vi).

Die Lektüre dieses Briefwechsels verdeutlicht, wie Leibniz den langen, an Podesta gerichteten Fragebogen in ähnlicher, gekürzter Form auch unter anderen im Ausland tätigen Korrespondenten (einschließlich Monarchen und Herrscher) verbreitet hat. Besondere Aufmerksamkeit widmet Leibniz hierbei den zahlreichen, im russischen Reich gesprochenen Sprachen. Für die amerikanischen Sprachen hatte er kein nachweisbares Interesse. Grund dafür war Leibniz' feste Überzeugung, dass die Frage der Ursprünge der Menschheit vor allem anhand der im Eurasiatischen Kontinent vorkommenden Sprachen gelöst werden könnte. In vielen dieser Briefe wird betont, dass auf Interlinearfassungen nicht verzichtet werden sollte. Außerdem wird darum gebeten, noch eine zusätzliche Liste mit alltäglichen Vokabeln (Körperteilen, Verwandtschaftsnamen, Tiernamen, etc.) zu vermitteln. Leibniz geht sehr systematisch vor: Von jedem Korrespondenten werden dieselben Auskünfte gewünscht.

Schließlich sollten wir selbstverständlich kurz bei der Frage stehenbleiben, was denn eigentlich aus Leibnizens Aufforderung geworden ist, möglichst viele Vaterunserübersetzungen zu sammeln. Fest steht, dass Leibniz selbst keine solche Sammlung herausgegeben hat. Die postum herausgegebenen *Collectanea etymologica* (1717) enthalten einige Vaterunser aus dem Briefwechsel mit Nicolaes Witsen (1641–1717). Aus dem von Stefan Luckscheiter neulich herausgegebenen Inventar der Leibniz'schen sprachwissenschaftlichen Schriften (Luckescheiter 2014) geht zudem hervor, dass sich in Leibnizens Nachlass einige Vaterunserübersetzungen auffinden lassen. Alles in allem ist deren Anzahl alles andere als eindrucksvoll. Aus dem letzten Abschnitt wird sich ergeben, dass man trotzdem nicht schließen sollte, dass sein Projekt gescheitert ist.

5 *Ausblick*

Exakt einhundert Jahre nach dem Anfang Leibniz' historischer Sprachforschungen äußerte sich der bedeutende Berliner Pädagoge Friedrich Gedike (1754–1803) zur sprachvergleichenden Methode mit folgendem Wortlaut:

Um indessen nicht bloß einzelne unzusammenhängende Wörter, sondern auch den eigenthümlichen Bau der verschiedenen Sprachen kennen zu lernen, würde eine zusammenhängende Folge von einigen Sätzen, in allen Sprachen ausgedrückt, und worin besonders einige Hauptbegriffe in verschiedenen Verhältnissen vorkämen, sehr wünschenswerth sein. Am besten würde sich dazu eine ganz simple Erzählung oder Beschreibung schicken. Sonderbar und widersinnig ist es, daß man bisher zu solchen Sprachproben gewöhnlich das Vaterunser gewählt hat, ohne zu bedenken, daß es unmöglich ist, für alle in diesem Gebet vorkommende abstrakte und intellektuelle Begriffe adäquate Wörter in allen Sprachen auch der ungebildeten Nationen zu finden.⁷ (Gedike 1785: 187)

Meines Wissens handelt es sich hier um die erste gedruckte Kritik am Vaterunser als Standard-sprachprobe.⁸ Heute können Sprachwissenschaftler Gedikes visionärer Aussage nur beipflichten. Das von ihm hier kurz umrissene Programm wurde erst später von Wilhelm von Humboldt aufgegriffen und durchgeführt. Indem dieser solch einen Wert auf Sprachstrukturen (siehe Gedikes „eigenthümlichen Bau“) legte, verlor die Vaterunser-Formel für den Sprachvergleich ihre Bedeutung. In mehreren Veröffentlichungen hat Jürgen Trabant die sprachwissenschaftliche Unzulänglichkeit dieser Formel betont:

Übersetzungen heiliger Texte sind ja prinzipiell stark am ursprünglichen Heiligen Text orientiert, sie tendieren gleichsam prinzipiell zur Interlinearversion, so daß bestimmte strukturelle Eigenschaften der Zielsprache nicht oder nicht deutlich erscheinen. Die Vaterunser-Übersetzungen sind also aus unserer heutigen Sicht nur bedingt aussagekräftig hinsichtlich der Verschiedenheit der Sprachen. (Trabant 2006: 118–119)

Sollten wir denn schließen, dass Gedike von Leibniz' Sprachprojekt nichts hielt? Der Anfang von Gedikes Text lässt keinen Zweifel daran aufkommen, dass er Leibniz und sein sprachwissenschaftliches Programm besonders schätzte.⁹ 100 Jahre später hatte sich aber der wissenschaftliche Kontext grundsätzlich geändert. Wir müssen hier festhalten, dass Gedike in einem Zeitalter tätig war, in dem sogar die russische Kaiserin Katharina die Große und der spanische König Karl III selbst Interesse daran hatten, sprachvergleichende Forschungen zu treiben (vgl. Fernández Rodríguez 2015). Die allgemeine Begeisterung für den Sprachvergleich, stark ethnographisch geprägt, war lebendig wie nie zuvor. Es steht wohl außer Zweifel, dass Leibniz selbst diesen Schwung größtenteils erzeugt hat und dass seine Anregungen und Initiativen erheblich zum positiven Klima für das kollaborative sprachwissenschaftliche Unternehmen beigetragen haben (vgl. jetzt auch Vermeulen 2015). Wie sich den oben angeführten Zitaten entnehmen lässt, sah sich Leibniz zu einer pragmatischen Herangehensweise gezwungen, um das Interesse für die Sprachforschung zu wecken. Er konnte es sich schlichtweg noch nicht leisten, ausführlich über irgendwelche methodologischen Einwände gegen die Vaterunser-Formel nachzudenken. Die Entscheidung für das Vaterunser erlaubte ihm, das kollaborative Projekt nicht völlig *ab ovo* gestalten zu müssen, da es Anknüpfungspunkte zu einem bereits bestehenden Quellenbestand bot. Zudem konnte er mit dieser Probe auch Missionare für seine Sache gewinnen. Aus Leibniz' Perspektive betrachtet, erscheint sein Entschluss daher als eine nachvollziehbare und vernünftige Wahl.

Anmerkungen

1. Für die ausführlichste Darstellung dieser bedeutungsvollen Tradition sei auf Adelung (1806) verwiesen, der nebst einer Vaterunserausgabe in mehr als 500 Sprachen auch einen erstaunlich umfangreichen Überblick von 39 früher herausgegebenen Sammlungen anbietet.
2. Vgl. auch Considine (2017: Kapitel 17) für einige unbekanntere und unveröffentlichte Beispiele. Erst nach Abschluss dieses Beitrags nahm ich Gensini (2015) zur Kenntnis, der sich ebenso mit der Tradition der polyglotten Vaterunserausgaben auseinandersetzt.
3. „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ (1820). Sowohl die Themenwahl als auch der Ort der Rede legten dem damaligen Publikum einen direkten Verweis zum Hannover Gelehrten nahe. Zudem kann Humboldts Eröffnungssatz als ein ‚Negativbild‘ zu Beginn der *Brevis designatio* betrachtet werden: „Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sicheren und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwicklung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden Studium macht“ (zitiert nach Foertsch 2001: 112). Trabant (2006:

- 178–195) hat aber gezeigt, dass sich Leibniz in einem anderen Zusammenhang viel positiver über die Sprachvielfalt an sich äußerte.
4. Vergleich Fauvelle-Aymar (2002: 231): „L'idée jaillit d'un désir qui participe aussi de l'engouement pour les cabinets de curiosités: collecter, c'est-à-dire rassembler le divers en un lieu. Mais avec cette différence qu'il ne s'agit plus ici de collectionner. Les objets (ici les textes) ne sont plus simplement des *curiosa*, mais des *specimina*.“
 5. Vgl. Waterman (1978) sowie Ludolf, Ms. Marsden Collection B6/8 – Foyle Special Collections Library (King's College, London).
 6. „quod est optimum medium eas comparandi, quia jam multas hujusmodi versiones habemus“ (Leibniz 1718: 51).
 7. Zu Gedikes Text und dem allgemeinen Kontext, siehe Van Hal (2015).
 8. Siehe Van Hal (2015) für einige frühere, ungedruckte Einwände, und Foertsch (2001: 91) zur entsprechenden Kritiklosigkeit von Lorenzo Hervás y Panduro (1735–1809).
 9. „Seit Leibniz Zeiten sind philosophische Sprachforscher und Sprachforschende Philosophen keine Seltenheit mehr. Denn Leibniz, der so viele lichtvolle Ideen zuerst ausgestreut, war auch gewissermaßen der erste, der auf die große Brauchbarkeit der Sprachgelehrsamkeit für den Geschichtsforscher und auf die vernünftige Anwendung derselben zur Geschichtsforschung der ältesten Zeiten und Völker aufmerksam machte. [...] Aber Leibniz hat das Studium der Etymologie und Sprachvergleichung, das vor ihm gleich der typischen Theologie ein Tummelplatz eines regellosen Witzes war, unter gewisse Regeln gebracht, und ihm dadurch eine ehrenvolle Stelle unter den Hilfswissenschaften des Geschichtsforschers angewiesen. Sprachgelehrsamkeit ist nunmehr, wenn und wo alle andre historische Denkmäler fehlen oder schweigen, noch das einzige Mittel, um auch die dunkelsten Regionen der Geschichte der Menschheit wenigstens mit einigen Strahlen zu erhellen, oder in die widersprechenden Hypothesen der Geschichtschreiber Licht hineinzubringen“ (Gedike 1785: 182).

Literatur

- Adelung, Friedrich (1815). *Catherinens der Grossen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde*. St. Petersburg: Friedrich Drechsler.
- Adelung, Johann Christoph (1806). *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in bey nahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*. Berlin: In der Vossischen Buchhandlung.
- Babin, Malte-Ludolf und Gerd van den Heuvel, Hrsg. (2004). *Gottfried Wilhelm Leibniz: Schriften und Briefe zur Geschichte*. Hannover: Verlag Hahnsche Buchhandlung.
- Bungies, Wolfgang, Albert Heinekamp, und Franz Schupp, Hrsg. (1982). *Leibniz, Gottfried Wilhelm: Sämtliche Schriften und Briefe. 1. Reihe: Allgemeiner politischer und historischer Briefwechsel*, Band 11: Januar–Oktober 1695. Berlin: Akademie Verlag.
- Chamberlayne, John [und David Wilkins], Hrsg. (1715). *Oratio dominica in diversas omnium fere gentium linguas versa et propriis cujusque linguae characteribus expressa. Una cum dissertationibus nonnullis de linguarum origine variisque ipsarum permutationibus*. Amstelædami: Typis Guilielmi & Davidis Goerei.
- Considine, John [2017]. *Small Dictionaries and Curiosity: Lexicography and Fieldwork in Post-Medieval Europe*. Oxford: Oxford University Press.
- Fauvelle-Aymar, François-Xavier (2002). *L'invention du Hottentot: histoire du regard occidental sur les Khoisan, XVIe–XIXe siècle*. Paris: Publications de la Sorbonne.
- Fernández Rodríguez, Rebeca. 2015. „A contrastive study of 18th-century word-lists: Translations into some fifty American and Philippine languages.“ In: *Historiographia Linguistica* 42 (2–3), S. 315–333.
- Foertsch, Henrike (2001). „Missionarsmaterialien und die Entdeckung amerikanischer Sprachen in Europa: vom Sprachensammler Lorenzo Hervás y Panduro zum Linguisten Wilhelm von Humboldt“. In: *Sammeln, Vernetzen, Auswerten: Missionare und ihr Beitrag zum Wandel europäischer Weltansicht*, Hrsg. von Reinhard Wendt. Tübingen: Gunter Narr Verlag, S. 75–130.
- Geary, Patrick J. (2013). *Language and Power in the Early Middle Ages*. Waltham, Mass.: Brandeis University Press.
- Gedike, Friedrich (1785). „Plan und Ankündigung eines Universalglossariums der Rußischen Kaiserin“. In: *Berlinische Monatschrift* 6, S. 181–191.
- Gensini, Stefano (2015). „Apogeo e fine di Babele. Sugli orizzonti linguistici della modernità“. In: *Linguaggio, filosofia, fisiologia nell'età moderna. Atti del Convegno Roma, 23–25 gennaio 2014*, Hrsg. von Cristina Marras und Anna Lisa Schino s.l.: Istituto per il Lessico Intellettuale Europeo e Storia delle Idee, S. 193–218.

- Goeing, Anja-Silvia (2005). „Vernünftig unterrichten. Biblander als Lehrer“. In: *Theodor Bibliander (1505–1564): Ein Thurgauer im gelehrten Zürich der Reformationszeit*, Hrsg. von Christine Christ-von Wedel. Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, S. 61–82.
- Hammerling, Roy (2010). *The Lord's Prayer in the Early Church: The Pearl of Great Price*. Palgrave MacMillan: New York, 2010.
- Henderson, Felicity (2013). „Making ‘The Good Old Man’ Speak English: The Reception of Antoni van Leeuwenhoek's Letters at the Royal Society, 1673–1723“. In: *Translating Knowledge in the Early Modern Low Countries*, Hrsg. von Harold Cook und Sven Dupré. Berlin, Zürich, Wien: LIT, S. 243–268.
- Keller, Vera (2015). *Knowledge and the Public Interest, 1575–1725*. New York: Cambridge University Press.
- Klein, Wolf Peter (1992). *Am Anfang war das Wort. Theorie- und wissenschaftsgeschichtliche Elemente frühneuzeitlichen Sprachbewusstseins*. Berlin: Akademie Verlag.
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1718). *Otium hanoveranum, sive Miscellanea ex ore & schedis illustris Viri, piae memoriae Godofr. Guiljelm. Leibnitii [...]*. Hrsg. von Joachim Friedrich Feller. Lipsiae: Johann Christian Martin.
- Luckscheiter, Stefan (2014). „Leibniz' Schriften zur Sprachforschung“. In: *Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen – Beiträge zu Leibnizens Sprachforschung und Zeichentheorie*, Hrsg. von Wenchao Li. Stuttgart: Steiner, S. 317–432.
- Scheel, Günter (1968). „Leibniz' Pläne für das ‘Opus historicum’ und ihre Ausführung“. In: *Akten des Internationalen Leibniz-Kongresses Hannover, 14.–19. November 1966*. Band IV: *Theologie, Ethik, Pädagogik, Ästhetik, Geschichte, Politik, Rechtsphilosophie*, Wiesbaden: F. Steiner, S. 134–155.
- Trabant, Jürgen (1990). „Humboldt et Leibniz: Le concept intérieur de la linguistique“. In: *Leibniz, Humboldt, and the Origins of Comparativism*, Hrsg. von Tullio de Mauro und Lia Formigari. Amsterdam und Philadelphia: Benjamins, S. 135–156.
- (2006). *Europäisches Sprachdenken. Von Platon bis Wittgenstein*. München: C. H. Beck.
- Van Hal, Toon (2014). „Sprachen, die Geschichte schreiben. Zu Leibniz' sprachhistorischem Forschungsprogramm und dessen Nachwirkung“. In: *Einheit der Vernunft und Vielfalt der Sprachen – Beiträge zu Leibnizens Sprachforschung und Zeichentheorie*, Hrsg. von Wenchao Li. Stuttgart: Steiner, S. 177–206.
- Van Hal, Toon (2015). „Friedrich Gedike on why and how to compare the world's languages: A stepping stone between Gottfried Wilhelm Leibniz and Wilhelm von Humboldt?“. In: *Beiträge zur Geschichte der Sprachwissenschaft* 25, S. 53–76.
- Vermeulen, Han F. (2015). *Before Boas: The genesis of ethnography and ethnology in the German Enlightenment*. Lincoln, London: University of Nebraska Press.
- Vredius, Olivarius (1650). *Historiae comitum Flandriae libri prodromi duo. Quid comes? Quid Flandria?* Brugis: apud Lucam Kerchovium.
- Waterman, John T. (1978). *Leibniz and Ludolf on Things Linguistic. Excerpts from their Correspondence (1688–1703)*. Berkeley: University of California Press.
- Werner, Jürgen (1992). „Zur Fremdsprachenproblematik in der griechisch-römischen Antike“. In: *Zum Umgang mit fremden Sprachen in der griechisch-römischen Antike*, Hrsg. von Carl Werner Müller, Kurt Sier und Jürgen Werner. Stuttgart: Steiner, S. 1–20.
- Zulaika Hernández, Josu M. (2009). „Nuevos datos sobre las obras vascas de Pierre d'Urte“. In: *Estudios de Lingüística de la Universidad de Alicante* 23, S. 315–350.